

Thesen, Programme, Bauten

Autor(en): **Hubeli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 10: **Das ideale Heim I = L'habitation idéale I = The ideal home I**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thesen, Programme, Bauten

Im folgenden Beitrag werden programmatische Fragen und Thesen zum aktuellen und zukünftigen Wohnungsbau vorangestellt. Sie beziehen sich auf Wohnformen, auf die Bedeutung von Öffentlichkeit und Privatheit und auf die architektonische Vermittlungsproblematik von Wohn- und Lebensformen. Die Thesen dienen als thematische und kommentierende Bezugspunkte für neuere Beispiele schweizerischer Wohnbauproduktion, die auf den folgenden Seiten vorgestellt werden (vgl. dazu auch die ergänzenden Dokumente im Werk-Material dieser Ausgabe).

Gälte es, aktuelle Prämissen aktueller Wohnbauproduktion zu polarisieren, erschiene es schier undenkbar, die gegensätzlichen Anforderungen zu verbinden: Einerseits steht der Wohnungsbau unter einem zunehmenden ökonomischen Verwertungs- und Rationalisierungsdruck, der vereinheitlichende *Massenproduktion* nahelegt; andererseits findet eine *Individualisierung* der Lebens- und Wohnformen statt, welche einen anhaltenden gesellschaftlichen Prozess spiegelt.

Bis in die siebziger Jahre noch folgte der Wohnungsbau den Leitlinien des Fordismus – der Vorstellung einer Massenproduktion, die den allgemeinen Wohlstand bewerkstelligt: ein Kühlschrank, ein Auto, eine moderne Wohnung für jede Familie. Produzenten wie Architekten orientierten sich denn auch an der Durchschnittsfamilie und an der *Durchschnittswohnung*, die das programmatische und entwerferische Leitbild hergaben.

Die wirtschaftliche, ökologische und kulturelle Krise, wie sie seit den siebziger Jahren mit Post-Attributen – postindustriell und postmodern – umschrieben wurden, war auch eine Krise des Fordismus. In wirtschaftlicher und ökologischer Hinsicht manifestierte sie sich in der Überproduktion von Gütern als Folge einer ungezügelter Massenproduktion. Eine Überproduktion, die sich bald von Konsumwaren auf Immobilien ausweitete und durch internationale Monopolbildungen auch globale Wirkung zeigte.

Mit dem (systemimmanenten) Versuch, diese Krise zu überwinden oder wenigstens zu entschärfen, verbindet sich eine neue Marktstrategie. David Harvey beschreibt sie als eine Übergangsphase vom Fordismus zur «flexiblen Akkumulation». Sie ist gewissermassen der wirtschaftliche Unterbau der Postmoderne, der eine Ausweitung der Marktsegmente kennzeichnet: identitätslose Massenprodukte koexistieren mit Produkten, deren Design und Image eine Bedeutung erlangen, die den Gebrauchswert zugunsten eines spezifischen *Livestyle* überblenden. Waren werden aber nicht bloss zum (verdinglichten) Element der Selbstdarstellung; sie integrieren das Streben nach individueller Identität in die Warenproduktion.

Die Dialektik postmoderner Warenproduktion besteht in der Spiegelung und Verdinglichung des sozialen Wandels, der von einer Koexistenz und Individualisierung unterschiedlicher Lebensformen und Kulturen innerhalb westlicher Gesellschaften geprägt ist. So wie die klassische Durchschnittsfamilie mit zwei Kindern inzwischen eine soziale Minderheit darstellt, haben sich Lebens- und Haushaltformen unüberblickbar zersplittert. So erscheinen auch homogenisierende Leitbilder – sei es in Form von prototypischen Wohnungen oder in Form von universellen lebensphilosophischen Visionen – wirklichkeitsfremd.

Mit der Individualisierung der Wohnformen korrespondiert eine Vielfalt kultureller Identitäten. Als Bestandteil der Warenästhetik postmoderner Produktion sind

diese freilich auch schnellebig, austauschbar, modisch. Identitäten müssen – um als solche zu gelten – immer gewechselt, neu erfunden werden. Diesen architektonisch entsprechen zu wollen, scheint unmöglich – nicht in erster Linie aus ökonomischen oder zeitlichen Gründen, sondern aufgrund der Tatsache, dass sich spezifische Lebens- und Wohnformen nicht eindeutig – weder sozial noch ästhetisch – zuordnen lassen.

Diese Schwierigkeit kennzeichnet das *Verschwinden architektonischer Traditionen*, insofern als sich die Verhältnisse zwischen Symbolen und Bedeutungen, zwischen Raum und Wahrnehmung, zwischen Konzept und Bild, zwischen Sozialem und Repräsentation auflösen. Mit den Worten der Erkenntnistheorie: zeitgenössische Architektur ist einem stetigen *Paradigmawechsel* unterworfen, der hermeneutische Lehren neutralisiert. Insofern ist es ein Trugschluss, Wohnbauprogramme zu verallgemeinern oder etwa aus dem sozialen Wohnungsbau eine bestimmte Architektur herzuleiten.

Verschärft werden die objektiven Ungewissheiten durch die Auflösung der traditionellen Dialektik von Öffentlichkeit und Privatheit. Erstens hat sich die Öffentlichkeit in unzählige Teilöffentlichkeiten zersplittert, zweitens können solche Teilöffentlichkeiten nicht eindeutig einem Raum, einem Ort oder einer spezifischen – weder architektonischen noch sozialen – Symbolik zugeordnet werden; drittens tendiert Öffentlichkeit von traditionellen, räumlich identifizierbaren Sphären zu ihrer virtuellen, elektronischen Vermittlung: *neue Formen der Öffentlichkeit* ist privat abruf- und vernetzbar.

Konfrontiert mit den beschriebenen Realitäten und mit der Geschichte des Wohnungsbaus, findet nicht bloss ein Bruch mit bisherigen Konventionen statt. Vielmehr scheint es, dass der Wohnungsbau in sich – programmatisch und entwerferisch – eine Auseinandersetzung mit Widersprüchen voraussetzt: Individualisierung versus Massenproduktion, kulturelle Heterogenität versus regionale Identitäten, öffentlicher Raum versus Mediatisierung von Urbanität. Insofern kann der Wohnungsbau keine «Lösungen» in Aussicht stellen.

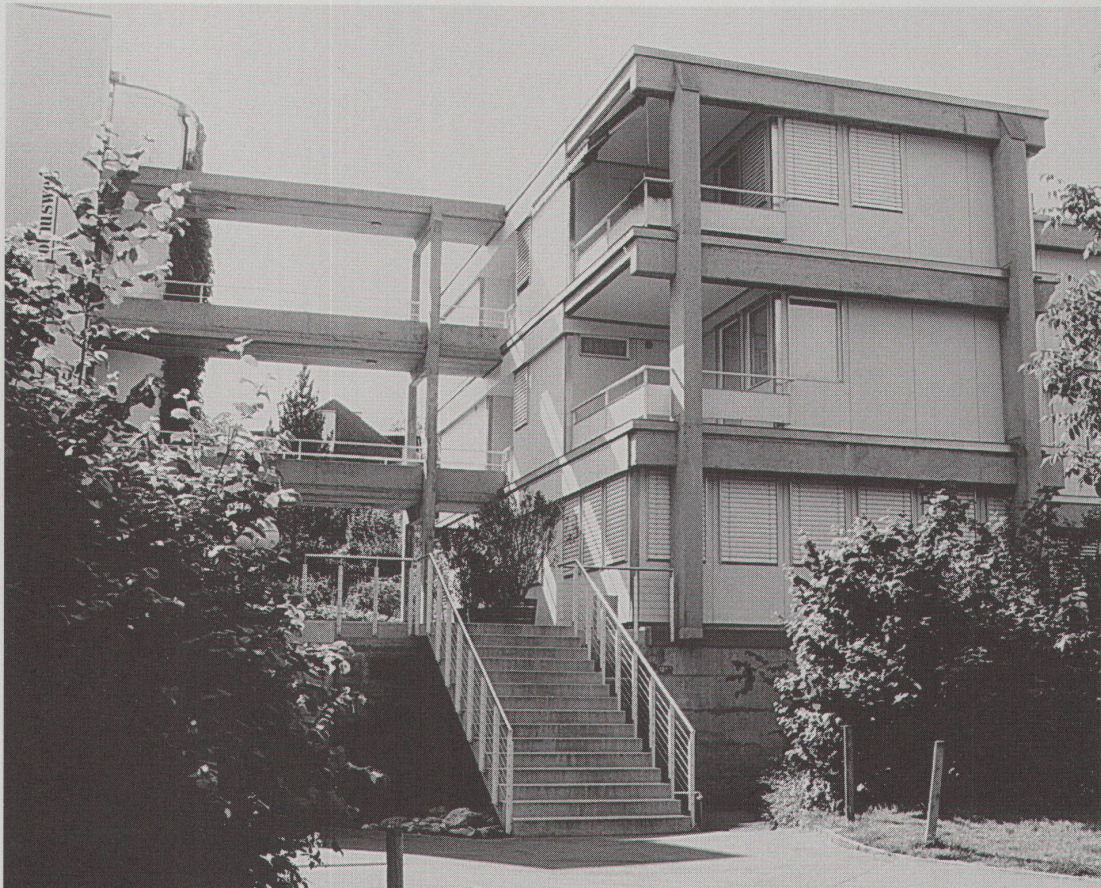
Ein entsprechendes entwerferisches Bewusstsein würde sich weniger an spezifischen Wohnformen oder -typen orientieren als an der *Infrastruktur des Wohnens*, an urbanen, vielfältig funktionellen Angeboten, die beansprucht werden können oder auch nicht.

Le Corbusiers *Plan Obus* (1932) ist zwar keine schlüssige Antwort auf solche, aktuelle Fragen; er veranschaulicht aber schon früh ein Bewusstsein, das die Kette – Wohnzelle, Architektur, Quartier, Stadt – sprengt, zugunsten einer dynamischen Infra- und Baustruktur, die das Verhältnis von Gebrauch, Form und Geschmack öffnet.

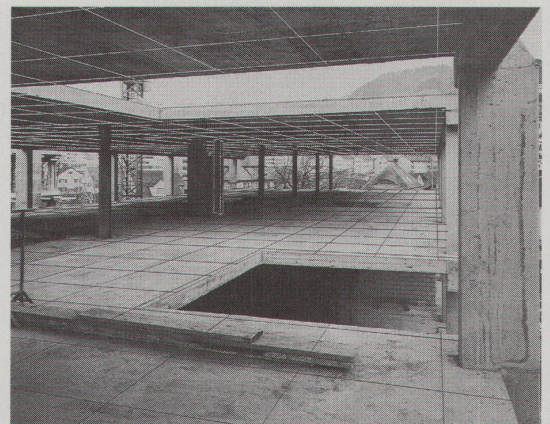
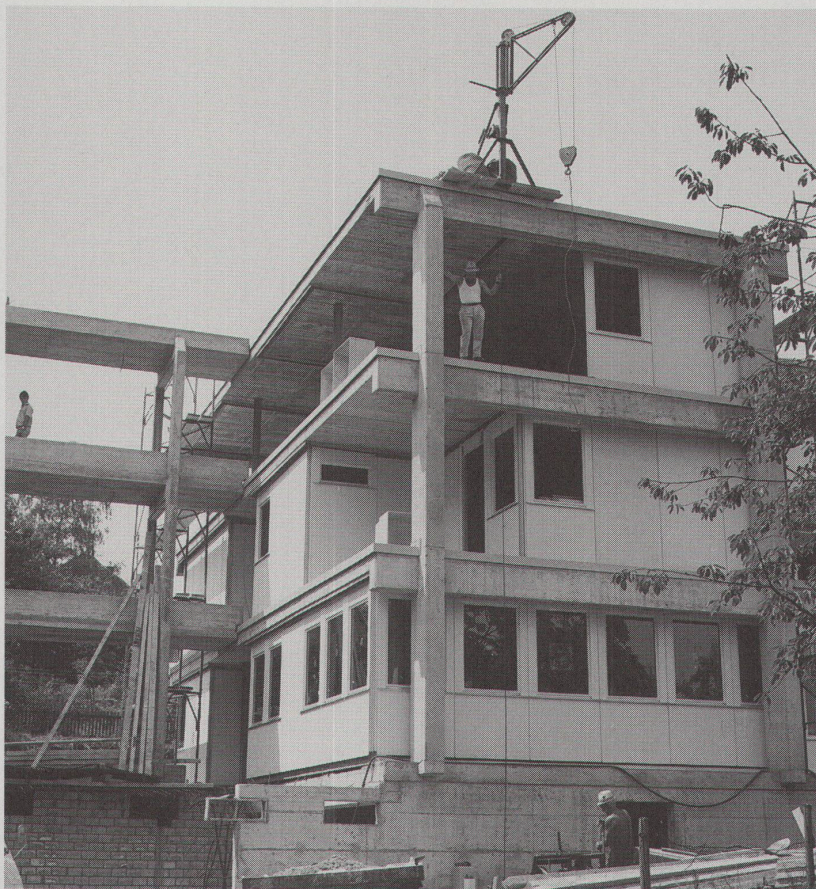
Neben dem wachsenden Stellenwert infrastruktureller Konzepte liegt es nahe, für unüberblickbare Individualitäten *private Spielräume* auszureizen. Entsprechende, offene Wohnformen sind aber nicht mit den flexiblen Grundrissen identisch, wie sie in den Debatten der sechziger und siebziger Jahre – etwa durch Habraken – entwickelt wurden. Auch der Loft, oft als Lösung für wechselnde Bedürfnisse angepriesen, trifft nicht präzise die aktuelle Thematik. Die Individualisierung der Wohnformen zielt weniger auf eine bauliche und räumliche Flexibilität als auf eine *ästhetische Identität*: auf den Unterschied zum Gleichen.

Roland Barthes machte in seinen Recherchen über Alltägliches «magische Objekte» aus, die jeweils als grosse Schöpfungen einer Epoche gelten. Das Auto etwa sei das Äquivalent der fünfziger Jahre für die Kathedrale. Die Wohnung mit allen ihren denkbaren medialen Infrastrukturen und virtuellen Identitäten könnte das *magische Objekt* des 21. Jahrhunderts werden.

E.H.

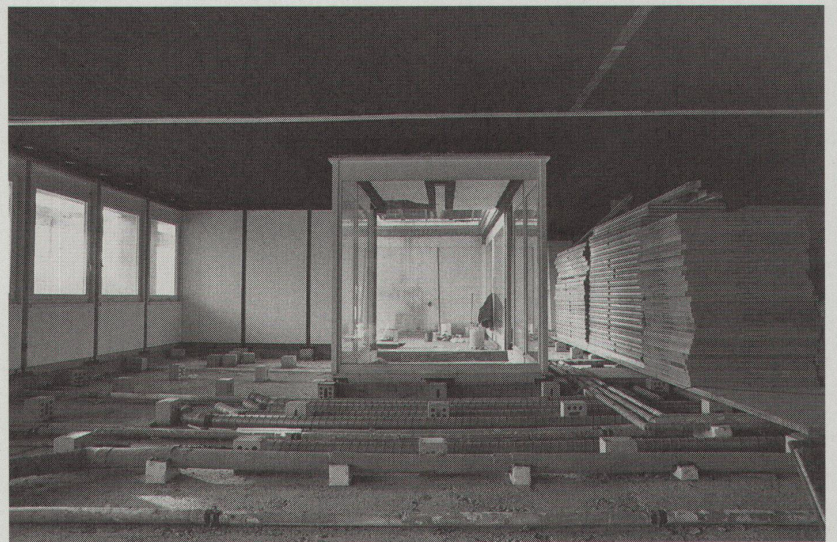
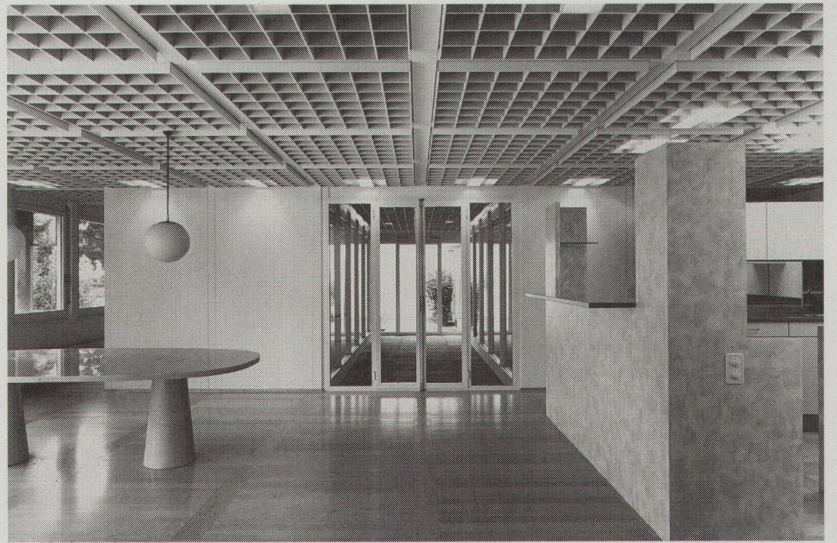
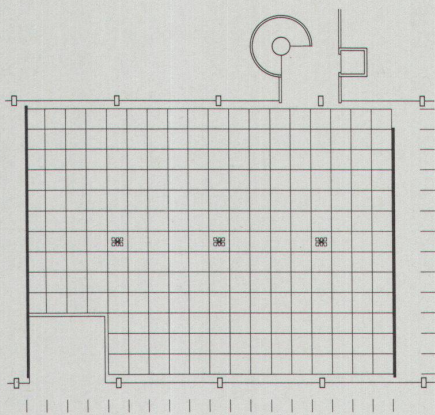
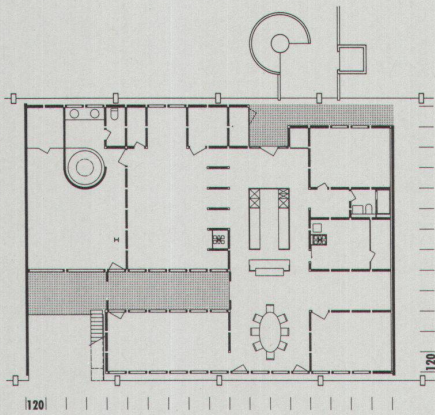
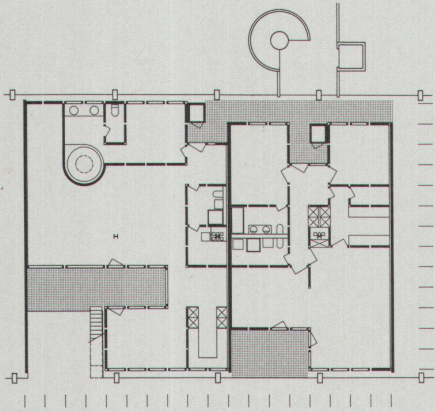


Siedlung Rothausweg, Zug, 1971;
 Architekten: Peter Kamm und
 Hans Kündig;
 Systemplaner: Helmut Paschmann



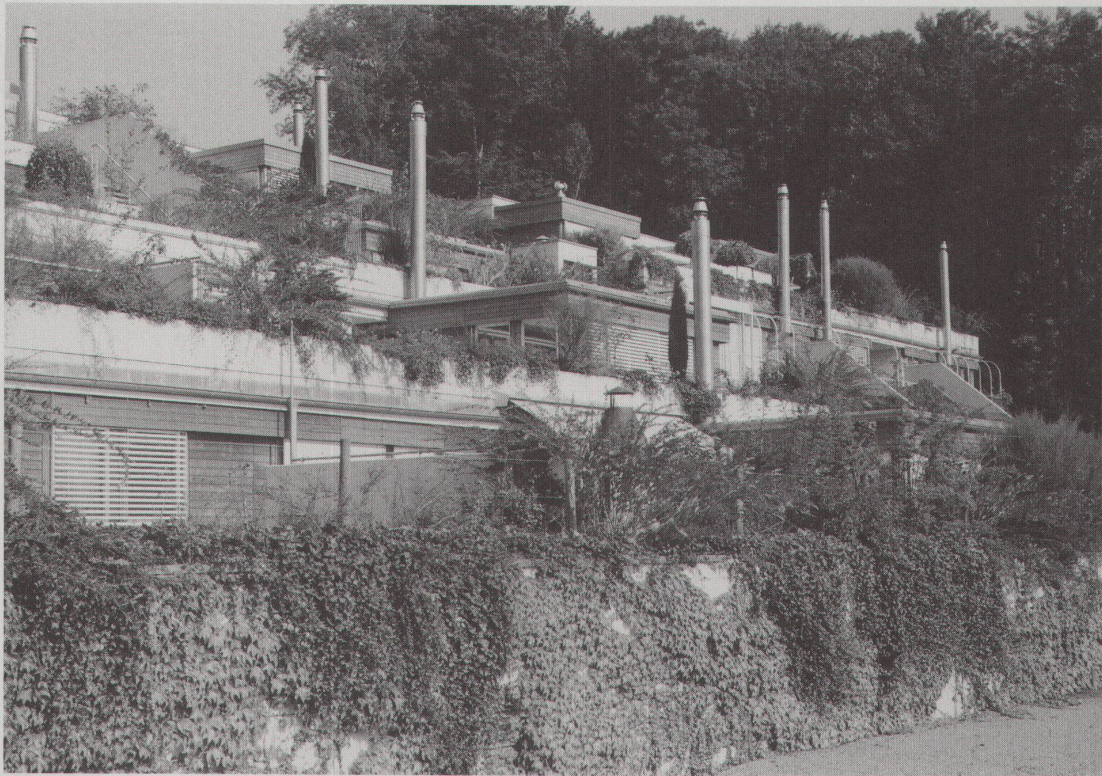
4D-Bauweise

Peter Kamm und Hans Kündig entwickelten vor rund 20 Jahren die 4D-Bauweise, deren Ausgangspunkt ein partizipatorisches Planungsverfahren ist. Die Entwicklung individueller Wohnungen ist sowohl während der Planung als auch nach der Fertigstellung möglich. Im Unterschied zu Baukastensystemen ist die 4D-Bauweise konventionell und entspricht dem Preisniveau von Eigentumswohnungen. Beide Prämissen ermöglichen eine Anpassung an die Entwicklungen des Baugewerbes und des Marktes. Zwar kostspieliger als die lineare Zonierung (wie sie Habraken in den sechziger Jahren entworfen hat) kann die richtungsunabhängige Flexibilität von 4D grössere planerische Spielräume anbieten, die insbesondere Terrassen und Balkone betreffen. Inzwischen sind über 50 Wohnungen in der 4D-Bauweise erstellt worden. Das Besondere von 4D besteht in einem Hohlboden, in dem innerhalb eines Bandrasters alle Leitungen und Anschlüsse geführt werden. Für Umbauten werden die Boden-Decken-Platten, die Innenwand- und Fassadenelemente demontiert, zwischengelagert und wieder verwendet. Ein Beispiel dokumentiert einen Umbau von 1994 in der Siedlung Rothausweg in Zug, die 1971 erstellt wurde.

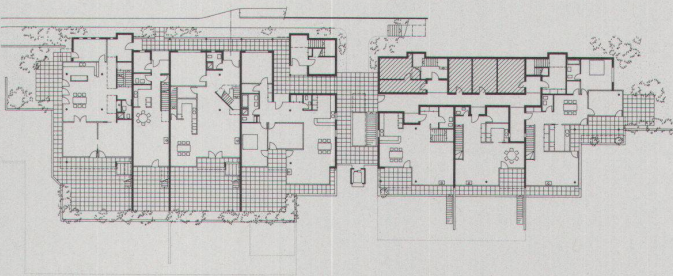
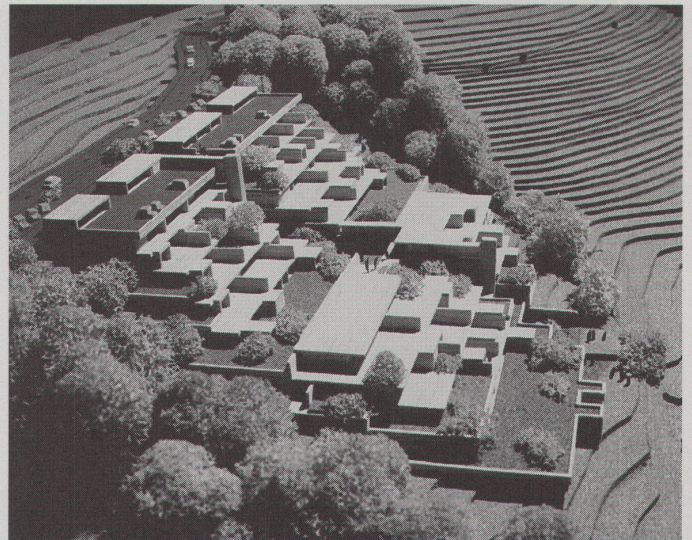
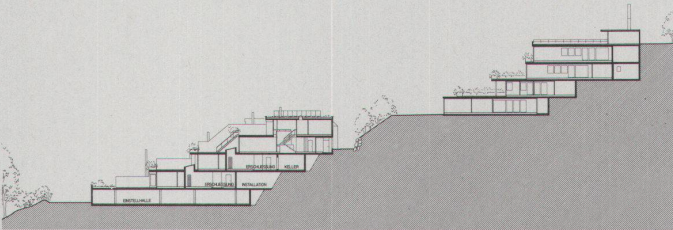


Umbau einer Wohnung,
Grundrisse 1991
und 1994 nach dem Umbau
Foto: Guido Baselgia, Baar

Unten das «Etagengrundstück»
mit Elementen der fixen Trag-
konstruktion

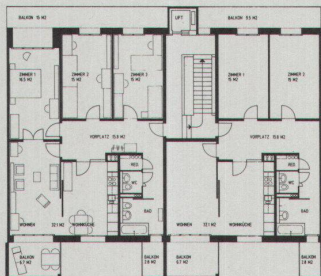
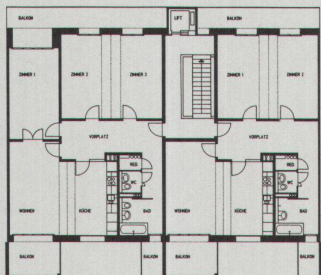


Terrassensiedlung in Hünenberg,
1990; Architekten: Peter Kamm,
Hans Kündig, Alfred Krähenbühl
(vgl. auch Werk-Material Nr. 254
in dieser Nummer)



Hofseite

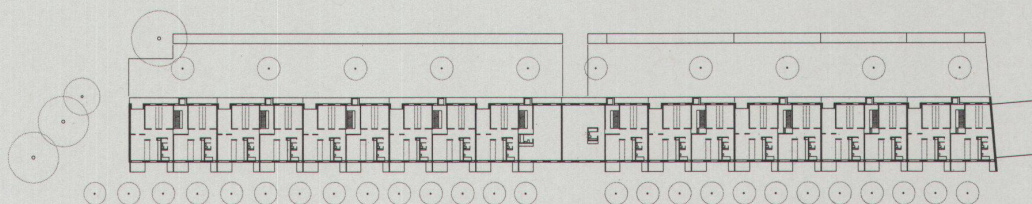
Foto: A. Helbling & T. Ineichen, Zürich



Grundriss, Spielräume

Typischer Grundriss

Normalgeschoss



Wohnüberbauung Bungestrass/Luzernerring, Basel, 1993

Architekt: Michael Alder; Partner: Hanspeter Müller;
Mitarbeiter: Andy Hindemann

Der leichten Hanglage angeglichen, ist die lange Zeile in ihrer Gradlinigkeit leicht gebrochen, was die grossstädtische Figur am Stadtrand von Basel angemessener erscheinen lässt. Das äussere Bild, das den Eindruck einer seriellen Abfolge immergleicher Wohnungen erweckt, hat nur typologisch eine Entsprechung im Innern. Basierend auf kleinen Spielräumen können die Wohnungen unterschiedlich konzipiert werden. Räumliche Ausweitung von Küche oder Wohnraum oder offener Wohn-Ess-Bereich. Der Wohnungstyp modifiziert mit nur geringen Manipulationen einen klassischen Grundriss des 19. Jahrhunderts, so wie er in zahlreichen Hofrandbebauungen in ganz Europa ausgeführt wurde. Neben den erwähnten Grundrissänderungen wird gewissermassen ein modernes Element eingeführt, in dem durch beidseitige Balkone eine räumliche Durchlässigkeit der Wohnung erreicht wird. Die Überbauung vermittelt zwischen historischer Kontinuität und Erneuerung.

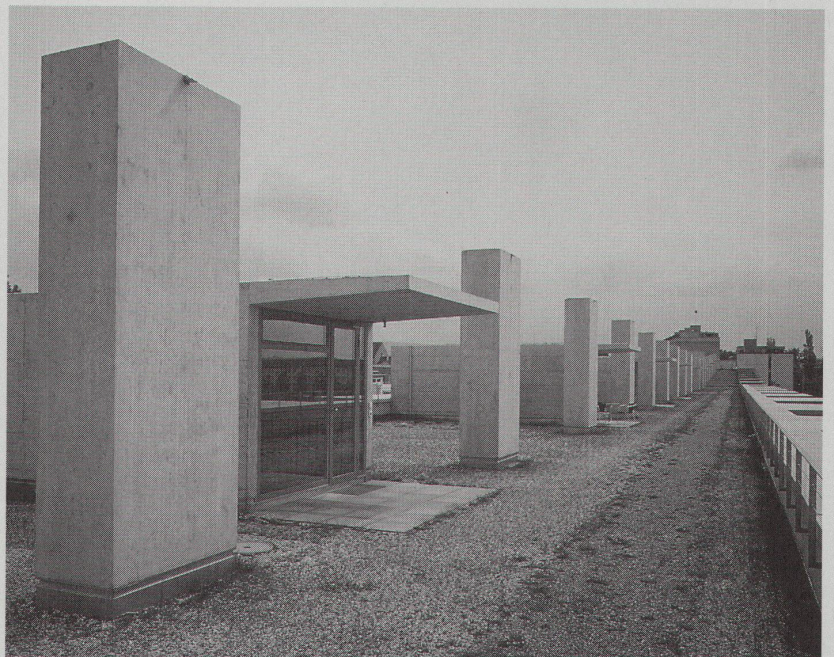
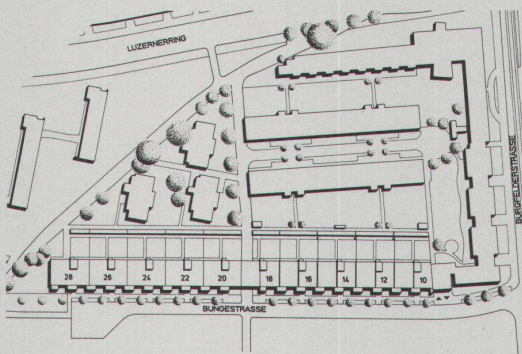


Strassenseite mit Ausblick auf ein offenes Feld mit Schrebergärten

Situation

Dachterrasse

Fotos: A. Helbling & T. Ineichen, Zürich





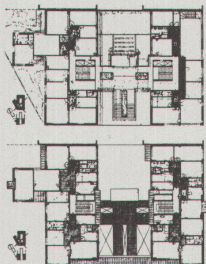
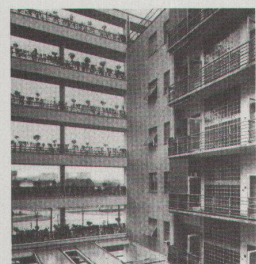
Überbauung Selnau, Zürich, 1985–1995

Architekten: Walter Spühler mit David Munz, Bruno Senn
 Die kammartige Arealüberbauung erlaubt eine hohe Dichte und spezifische Wohnungstypen. Das traditionelle Muster wird durch eine Abfolge von Zeilen und Öffnungen aufgelockert sowie mit einem eigenwilligen Erschliessungssystem erneuert: Den Wohnräumen vorgelagerte Terrassen bilden gewissermassen den privaten, geschützten Vorgarten zur Wohnung. Optimierend verdichtet ist die Überbauung, indem die Kämme mit innenliegenden Nebenräumen kompakt genutzt sind.

Die Überbauung ist ein Beispiel versuchter Fortschreibung von Städtebaugeschichte als bauliches Muster. Die Frage, die sich dabei stellt, ist eine dialektische. Inwieweit muss ein historisches Vorbild zugleich zerstört und erhalten werden, um es zu vergegenwärtigen?

Das kammförmige Muster der Selnau-Überbauung vergegenwärtigt partiell seine alten Probleme. Im letzten Jahrhundert motivierten enge Lichthöfe eine hohe Baudichte bzw. eine optimale Verwertung. Nur unwesentlich grösser wollen sich die Höfe in der Selnau-Überbauung davon unterscheiden: Verglaste Balkone, eingeschoben in die Strassenrandbebauung, sollen Transparenz schaffen und die Höfe öffnen. Doch gerade weil sich diese Höfe nur scheinbar öffnen, sind sie mit grossen Gittern gegen die Aussenwelt verriegelt. Und weil die Höfe zu klein sind, entsteht der Eindruck permanenter Observation. Zudem wird die gewollte (siedlungstypologische) Transparenz durch massive Erschliessungstürme praktisch aufgehoben.

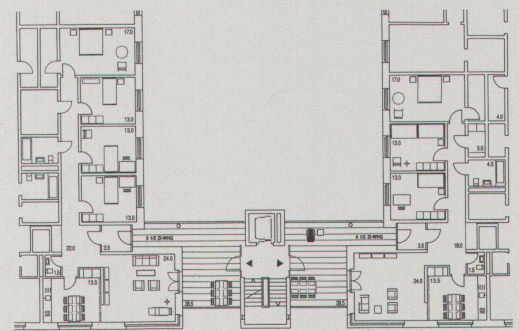
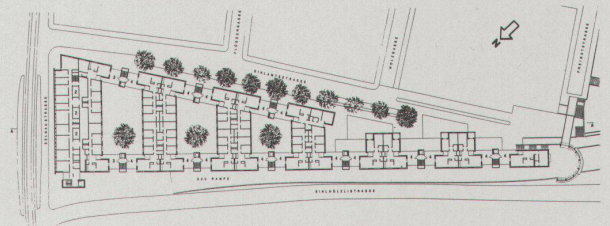
Giuseppe Terragni Casa Rustici in Mailand (1935) verweist auf eine mögliche Modifikation, die das historische Kammuster aufwertet: Der Hof ist erstens vergrössert, zweitens als Sockel mit gläsernem (Hof-)Dach ausgebildet (so dass der Sockelbereich belichtet ist), drittens ist der Hof (bzw. das Dach über dem Sockelgeschoss) anonym und leer, viertens wirkt der Kamm transparent durch die offenen Balkone, fünftens ist der Erschliessungskern im Kamm integriert. Terragnis Konzept folgt nicht der Vorstellung von einem sogenannten halböffentlichen Hof – ein Begriff, der unterstellt, dass Öffentlichkeit teilbar sei und sich irgendwie mit Privatheit mischen lasse.



Giuseppe Terragni,
 Casa Rustici, Mailand;
 in Zusammenarbeit
 mit Pietro Lingeri

Sicht vom Hof aus

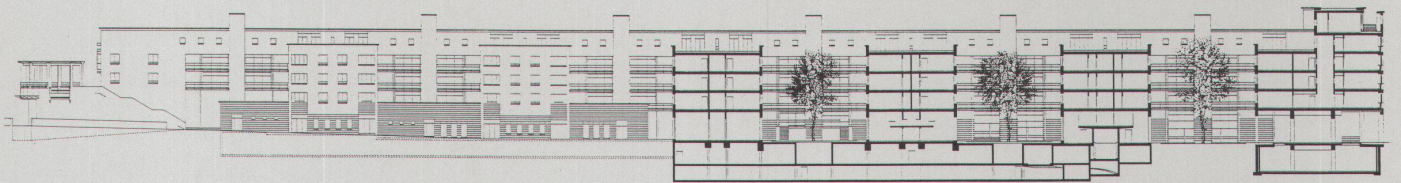
Grundrisse Sockelgeschoss
 und 1. Obergeschoss



Blick auf die kammförmige Seite
 Foto: Monika Bischof, Zürich

Normalgeschoss

Typischer Grundriss
 von zwei Wohnungen

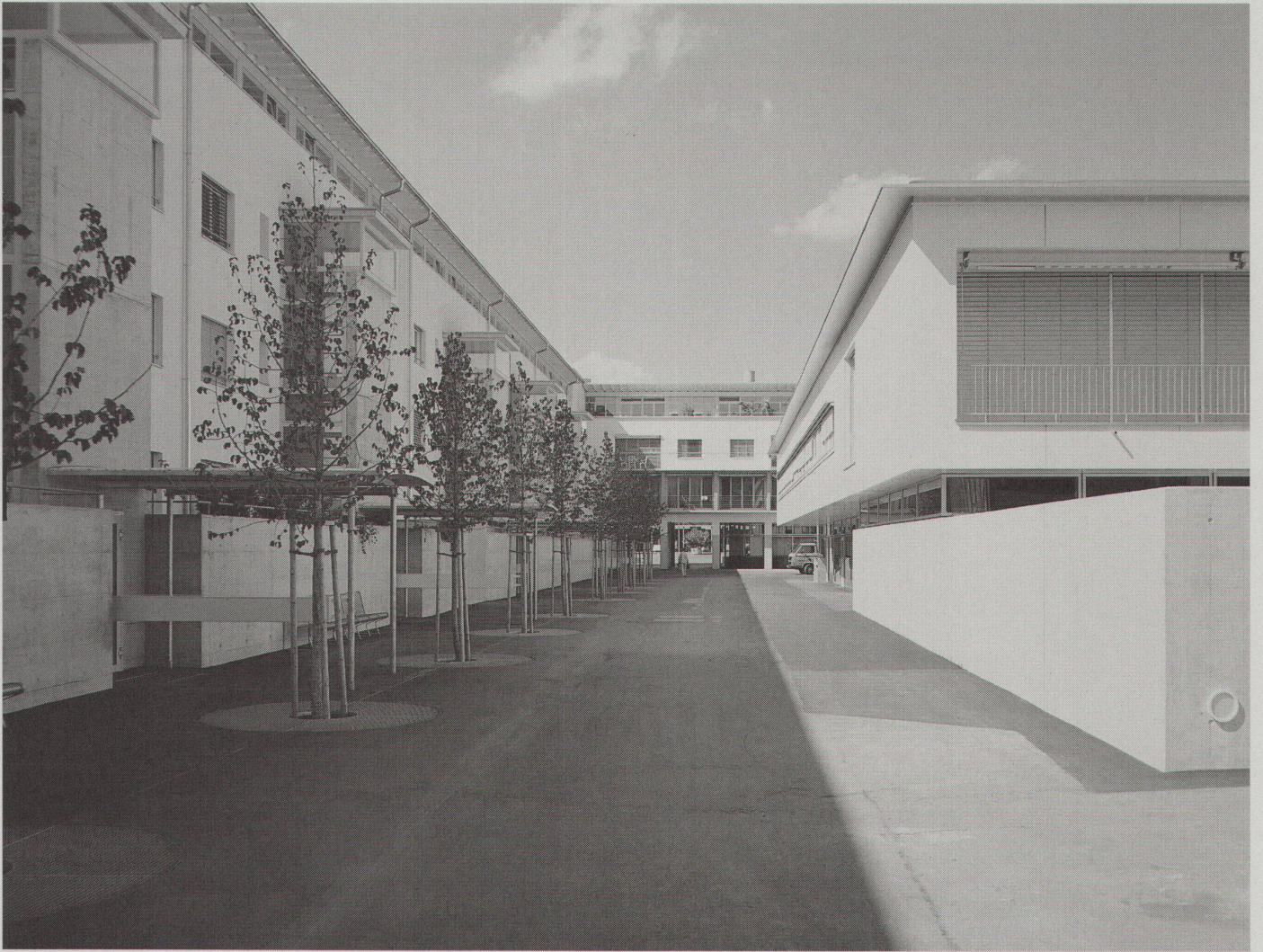


Blick vom Fluss

Schnitt

Wohnräume

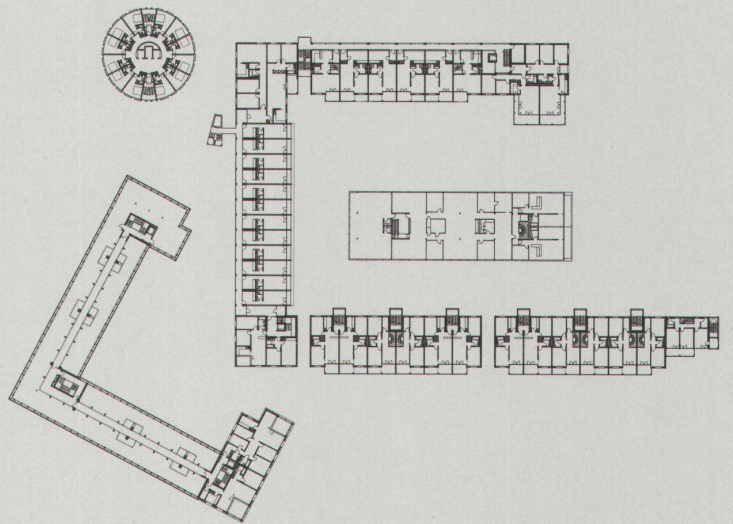
Fotos: Monika Bischof, Zürich



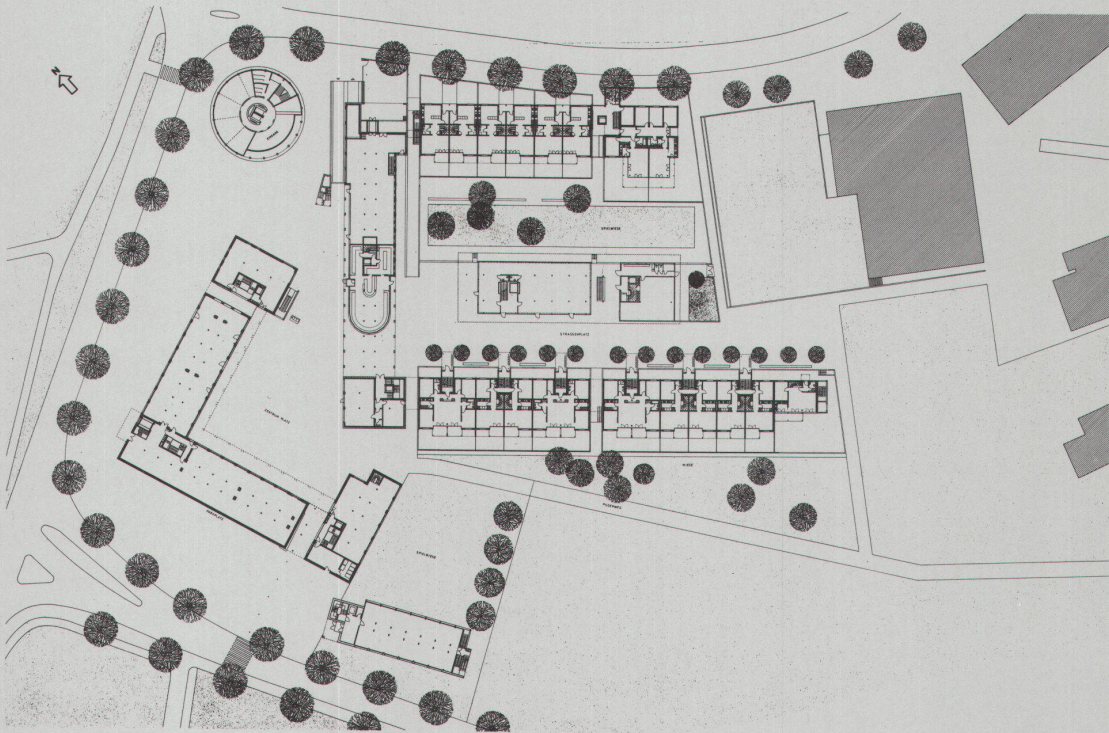
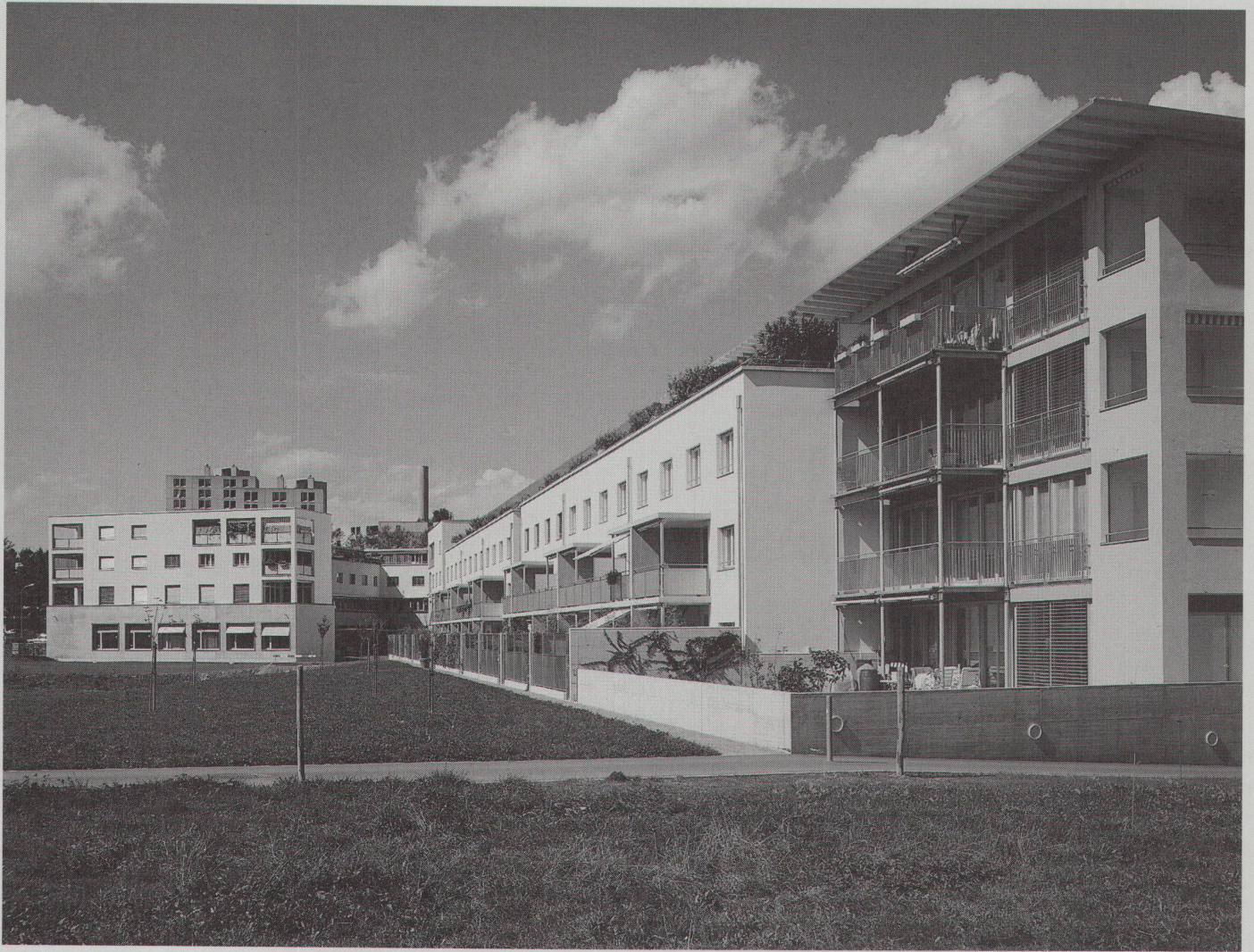
Überbauung Husmatt, Baden-Dättwyl, 1989–1995

Architekten: Werner Egli und Hans Rohr mit Markus Bircher, Verena Brändli, Urs Stierli; Farbgestaltung: Jean Pfaff
 Innerhalb des Stadterweiterungsgebietes von Baden stellt die Überbauung einen Versuch dar, eine periphere Stadtrandssituation zu urbanisieren. Wesentliches programmatisches Mittel ist ein vielfältiges Nutzungsangebot in Form eines städtischen Extraktes (Wohnungen, Büros, Läden, Restaurant, Kindergarten), das – eingebunden in ein übergeordnetes Fussgängerwegnetz – auch Bestandteil des ganzen Quartiers mit heute rund 2000 Bewohnern ist. Das heterogene städtebauliche Muster simuliert ein urbanes Ensemble, das die verschiedenen Nutzungen in Form unterschiedlicher Bautypen und -formen veranschaulicht. Analog zu den Baukörpern sollen unregelmässige Aussenraumfiguren ein städtisches Ambiente von Plätzen und Strassenräumen vermitteln.

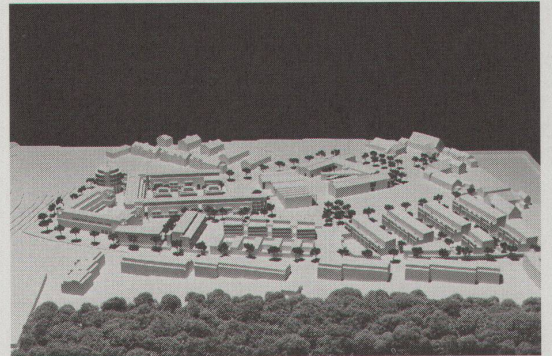
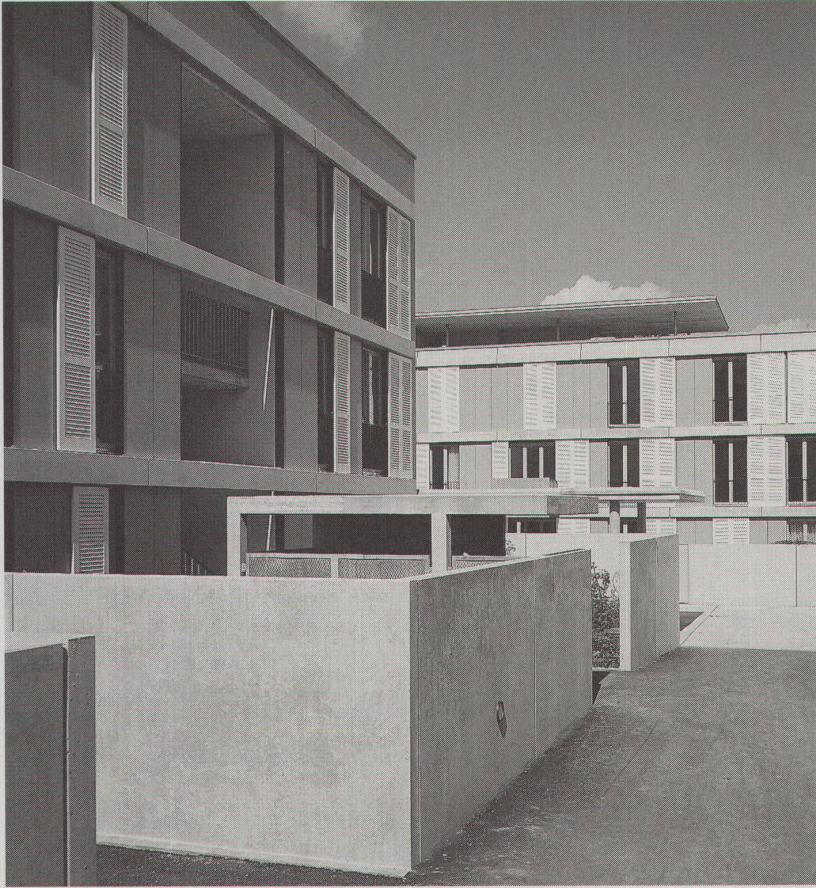
Die Überbauung ist ein Beispiel für eine Bricolage, wie sie bereits in den frühen achtziger Jahren als Gegenvorschlag zu den gebrandmarkten monoton homogenen Grossüberbauungen an den Stadträndern galten. Im Vergleich zu solchen Siedlungen ist die angestrebte Nutzungsmischung zweifellos ein Gewinn. Die Überbauung verweist aber auch auf das Dilemma solcher städtebaulicher Simulationen, welche funktionelle und räumliche Verhältnisse wie historische Referenzen eher verunklären als vergegenwärtigen. Können städtebauliche Fragmentierungen oder stadtstrukturelle Anleihen an Camillo Sitte tatsächlich Stadt herstellen? Entspricht die traditionelle Vorstellung der Realität, dass mit der Gestaltung von Wegen und Plätzen Öffentlichkeit entsteht? Werden nicht vielmehr öffentliche Räume zerstört, weil sie nicht öffentlich sind?



1. Obergeschoss



Erdgeschoss



Übersicht,
Überbauung Husmatt links

